

(Nachdruck verboten.)

25)

Die Fanzare.

Roman von Fritz Mauthner.

Johanna las den Brief lächelnd zu Ende.

„Du hast unrecht gethan, Mama,“ sagte sie, „Achim in eine so unvorteilhafte Stellung zu mir zu bringen. Ich will auch ganz gewiß nicht über ihn lachen, aber ich bitte Dich: gebt mich endlich auf. Ich verliere täglich eine gute Arbeitsstunde, die mir niemand von Euch ersetzen kann.“

Die Kriegsärztin wußte nicht mehr, was sie thun sollte. Sie beschied Herrn von Herne noch selbigen Vormittags zu zu sich und sprach mit ihm fast ganz offen. Ihrer Tochter gedachte sie als einer Unglücklichen, welche zu ihrem Glück gezwungen werden mußte.

Haffners Vorschläge, diesen Zwang auszuüben, zeichneten sich nicht durch starke Verschiedenartigkeit aus. Bald wollte er Achim noch großmütiger als bisher unterstützen und dadurch die Dankbarkeit der Schwester für sich anrufen, bald schlug er vor, daß die verwitwete Kriegsärztin selbst sich glänzend kleide und einrichte; Johanna sollte durch die nächste Berührung mit Sammet und Seide in ihrer weiblichen Eitelkeit aufgestört werden. Und endlich kam er auf den Einfall, den er für neu und gut hielt, das widerspenstige Mädchen selbst mit kostbaren Geschenken zu überhäufen, vielleicht ohne sich als den Geber zu verraten, es so an den Ueberfluß zu gewöhnen und dadurch zu unterwerfen. Die Kriegsärztin, die in ihrem schwarzen Seidenkleide vorsichtig dasaß, schüttelte stolz den Kopf. Johanna wäre zu klug, um getäuscht zu werden, und würde von dem abgewiesenen Werber niemals ein Geschenk annehmen und auch sie selbst müsse für die gute Absicht danken. Sie kleide sich ja gottlob immer noch standesgemäß, und darüber hinauszufragen sei nicht Havenowsche Art. Und mit beleidigter Würde zog sie langsam die Schultern empor und zitterte dabei vor jedem Knacken der Seide.

Dann sank sie wieder bescheiden zusammen und stimmte Herrn von Haffner zu, wenn er nun doch bei Achim sein Glück versuchen wollte.

Herr von Haffner hatte von Anfang an nicht darauf gerechnet, Johanna als Liebhaber zu gewinnen. Ihr Widerstreben kränkte ihn darum nicht allzu sehr, während es seinen Eigensinn nur noch steigerte. Er suchte überall nach Bundesgenossen, und seine Gedanken führten ihn immer zum alten Mettmann und zu Frau Bittersen zurück, welche ja beide das gleiche Interesse hatten, Richard unwiderruflich von Johanna zu trennen. Angenehm war es nicht, sich mit seiner Liebesangelegenheit dem Spotte der klugen Menschen auszusetzen, aber Mettmann und Leontine waren in dieser Frage gewiß nicht zum Lachen angelegt.

Es gab am Mittag desselben Tages die letzte Jahres-sitzung der großen Fanzare, der internationalen Aktiengesellschaft für Klame. Nach der Sitzung blieb man natürlich beisammen. Fast alle großen Aktienbesitzer waren auch an der „Neuen Oper“ beteiligt und hier war eine Strömung gegen die Mettmanns fühlbar. Haffner sprach zweimal für Richards Vater; als er ihn dann nach Hause geleitete, brachte er nach einer kleinen Vorbereitung entschlossen sein Anliegen vor. Er habe bei der Beratung fast mehr gesagt, als er verantworten konnte. Es sei wirklich stark, wie Mettmann die ganze Macht der Gesellschaft für seine Zeitung ausbente und jetzt sogar rücksichtslos für die Oper seines Sohnes bemühe. Er sei kein Spielverderber, aber er sei gewohnt, auf seinen Vorteil zu sehen. Und kurz und gut: er wolle die beiden Mettmann, Vater und Sohn, in ihren verschiedenartigen Bemühungen weiter unterstützen, wenn seine Absichten auf Fräulein von Havenow dadurch gefördert würden, sonst nicht.

Gottlieb Mettmann hatte in der Versammlung der Fanzare sofort gefühlt, daß Haffner ihm demonstrativ zu Hilfe kam und daß ihm diese Hilfe in seiner Lage sehr erwünscht sein mußte. Das Widerstreben gegen die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Zeitungen für Richards Oper günstig gestimmt wurden, war ja nur ein kleines Zeichen der Ausrechnung gegen den verwegenen Mann gewesen, der allen Gewinn der Aktiengesellschaft Fanzare in die Taschen seiner

„kleinen“ Fanzare hineinleiten zu wollen schien und der trotz der klauen Gerüchte, die um Jata Morgana umzugehen begannen, dennoch an den Gedanken festhielt, daß das neue, fast vollkommen eingerichtete Opernhaus mit diesem Werk eröffnet werden müßte.

Nun verstand es sich für den Verleger von selbst, daß er dem zuverlässigen Haffner mit Rat und That seinen Dank bewies; und da Haffners Ziele fast mit den seinigen zusammentrafen, da auch er Richard um jeden Preis von Johanna trennen wollte, nahm er sich der Sache mit einem Feuer an, welches den bedächtigen Freier beinahe erschreckte. Aber da half kein Sträuben. Wenn Gottlieb Mettmann eine Geschichte rasch zu Ende führen wollte, riß er jeden mit.

Jetzt führte er Herrn Haffner geradewegs zu Leontine, trotzdem es Essenszeit war, erzählte ihr die Sachlage ganz so brutal, wie er sie soeben erfahren hatte und sie aus andern Beobachtungen mutmaßte.

„Hier kommen wir mit sanften Mitteln nicht durch!“ sagte er endlich. „Hier müssen Sie selbst handeln, schönste Frau!“

Leontine hatte nach der ersten Begrüßung die Herren stumm angehört. Nun blickte sie mit freundlicher Ueberlegenheit auf Haffner, der in der Haltung eines vor dem Souffleurkasten festgenagelten Schauspielers neben ihr saß, und auf Mettmann, der sich zwischen den leichtesten Möbeln eine Gasse gebahnt hatte und darin auf und nieder ging.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie endlich mit weicher Stimme, „wie die Herren von Herzensangelegenheiten so häßlich reden können. Indessen, Ihr Vertrauen ehrt mich, und ich will es zu verdienen suchen. Es giebt also, wie ich aus allem ersehe, hier ein ehemaliges Liebespaar, Herr Mettmann junior und Fräulein Johanna von Havenow-Trientz, welches die Treue länger halten will, als die Liebe gedauert hat.“

„Sehr gut,“ flüsterte Haffner, der nicht verstand, was Leontine wollte, dem aber nach Mettmanns Roheit dieser Zart-sinn wohlthat.

Leontine dankte lächelnd und fuhr fort:

„Wenn wir recht berichtet sind, so möchte Herr Richard Mettmann gern einer andren Frau seine nicht ganz hoffnungs-lose Neigung gestehen, hält sich aber wohl durch irgend ein Wort an dieses hübsche adeliche Fräulein gebunden. Ebenso ist Fräulein von Havenow-Trientz entschlossen, einem in jeder Hinsicht stattlichen Manne die Hand zu reichen.“ — Haffner verbeugte sich — wartet aber darauf, daß Richard Mettmann ihr durch die symbolische Handlung seiner eignen Verlobung ihr Wort zurückgiebt. So liegt die Sache. Nicht wahr, meine Herren? Ich ändere doch nichts an den Verhältnissen?“

Haffner applaudierte vor Vergnügen. Mettmann lachte laut auf und rief:

„Wenn ich nur zwanzig Jahre jünger wäre, ich würde mich mit meinem eignen Sohne schlagen!“

Leontine lächelte nicht einmal. Ernsthaft sprach sie weiter:

„Es ist nun Menschenpflicht für uns alle, außerdem aber für jeden einzelnen von uns eine besonders heilige Pflicht, die jungen Leute in dem Bestreben zu unterstützen, endlich auseinanderzukommen. Es ist ja ein Jammer, wie sie sich quälen, um alter romantischer Erinnerungen willen. Wir verdienen uns ihren Dank, wenn wir sie kräftig und freundlich auseinanderreißen. Ich will den Herren gern meine weichere weibliche Hand leihen, wenn wir erst darüber einig sind, durch welches Mittel wir die Unglücklichen am schnellsten vor einander retten.“

Wie ein Meister seinen Gesellen die rohe Arbeit überläßt, so lehnte Frau Leontine sich jetzt zurück und erwartete die Vorschläge ihrer Verbündeten. Haffner war nicht erfindungsreicher als vorhin bei der Geheimen Kriegsärztin. Richard Mettmann sollte sich nur erst öffentlich mit der andren Dame verloben, dann würde Fräulein Johanna schon andre Saiten anzuklopfen.

„Und Richard wartet darauf, daß Fräulein Johanna ihn zuerst freigiebt,“ rief Leontine ärgerlich. „So kommen wir nicht weiter.“

Gottlieb Mettmann wollte eigentlich mit Geld darcin-schlagen; er glaubte, mit seinen nagelneuen Banknoten seinen eignen Sohn bestechen zu können. Doch die Worte Leontines brachten ihn auf neue Gedanken, die er hitzig zu gestalten

sichte. Wenn man jedem der jungen Leute von der vollzogenen Verlobung des andern Teils Mitteilung machte? Dann würde ein jedes frei, und vielleicht schon am nächsten Tag würde die kleine Lüge zur Wahrheit.

Haffner fand den Einfall großartig, seines Freundes ganz würdig. Frau Leontine jedoch wollte von so gefährlichen Fälschungen, von solchen Theaterstücken nichts hören; sie versagte geradezu ihre Mitwirkung. Nach ihrer Meinung war das Unglück des Mädchens, daß sie nämlich ein Maleritodell geworden sei, gar noch nicht genügend zum Guten gewendet worden. Den jungen Mann freilich habe die Entdeckung schon beinahe vollständig geheilt, aber das Mädchen scheine gar nichts von der Schande zu ahnen, in der sie lebe; und doch werde sie ihren Klagen und wohlwollenden Verwandten eher gehorchen müssen, wenn öffentlich über ihr Gewerbe gesprochen wurde. Wozu habe man denn die Zeitungen zur Verfügung, wenn man sich ihrer nicht zu einem so menschenfreundlichen Zwecke bedienen wollte?

Wettmann blickte überrascht bald auf Haffner, bald auf Leontine. Sie wußten ja doch beide, daß der Verdacht gegen Johanna unbegründet war. Und langsam sagte er so bescheiden, als wollte er sich von der Freundin gern belehren lassen:

„Ich halte dieses Mittel für noch gefährlicher. Es ist ja nur die reine Wahrheit, aber ich möchte das arme Kind nicht unnötig tranken und reizen. Auch dürfte Herr Haffner von Herne Bedenken tragen, sich seinen künftigen Besitz schlecht machen zu lassen.“

Haffner nickte so heftig mit dem Kopf, daß sein Haar wirklich wie eine Perrücke sich zu locken schien, aber Frau Leontine ließ ihn nicht zu Worte kommen. Sie rief:

„Von Herne ist ein Philosoph, der keine Arbeit verachtet, besonders wenn er weiß, daß das Mädchen den Malern gar nicht gewerbsmäßig gedient hat. Er achtet eine von Havenow-Triemh wegen ihrer Armut nicht geringer, denn er wurzelt selbst im einfachen Bürgerstande. Nicht, Herne?“

Als Haffner wieder nur beistimmen konnte, wandte sie sich mit überlegenem Lächeln an Wettmann und sagte:

„Und auf Richard wird eine solche geschickte Veröffentlichung entscheidend wirken. Er sieht seinem Vater nicht ähnlich, er mag das Gerücht der Leute nicht. Ich setze dafür ein, daß er Johanna dann frei giebt und Herne nicht weiter stören wird.“

Wettmann fing ihren Blick auf und verstand, was dieser sagen wollte: Was geht uns Haffner an, wenn wir nur bei Richard unseren Willen erreichen!

Die Herren sagten zu dem Plan Leontines nicht ausdrücklich Ja, aber sie beratschlagten schon über die Form, in welcher eine solche Veröffentlichung möglich war. Wettmann dachte an ein beschimpfendes Inserat, welches von der „Gansare“ unsonst ausgenommen werden sollte. Haffner widersetzte sich entschieden der Absicht, seine baldige Braut zu beleidigen; ein bißchen necken mochte man sie immerhin, aber allzu nahe dürfe ihrer Ehre niemand treten. Frau Leontine unterbrach die Streitenden mit ihrem unschuldigen, freundlichen Lachen.

„Der letzte Ihrer Reporter wäre nicht so plump,“ rief sie. „So etwas muß Filigranarbeit sein. Ueberlassen Sie das mir. Schicken Sie nur den kleinen Herrn Pinius zu mir, der hat mir gefallen. Er wird am besten verstehen, meine guten Absichten auszuführen. Er ist ein so gutmütiger Mensch. Ich bin doch sicher, daß der Herr Chefredacteur den Namen seiner neuen Mitarbeiterin nicht erfährt und aus ihrem Aufsatz nichts herausstreicht?“

Wettmann beruhigte sie mit vergnügtem Lächeln.

„Vode sitzt noch für ein paar Wochen fest in Plöhensee und wird hoffentlich so mürbe herauskommen, daß er auch künftighin ein verträglicher Mensch bleiben wird.“

Der geräuschlose Diener trat ein und meldete den Grafen, der mit seinen leichten jugendlichen und doch so langsamen Schritten ihm auf dem Fuß folgte. Haffner und Wettmann waren erstarrt, den alten Herrn bei Leontinen als einen so stattlichen, geschmeidigen Kavaller zu erblicken. Nur sein langes blaßes Gesicht konnte ihn auch im Lampenlichte des Salons leidend erscheinen lassen; aber auch das mochte der spitze graue Vollbart verschulden.

Leontine war nicht eben erfreut, daß der Graf, der sie zu dieser Stunde fast täglich besuchte, gerade diese von ihren sonstigen Freunden kennen lernte.

In dem vornehmen Rizza hatte sie dadurch seine Be-

kanntschaft gemacht, daß sie ihm (sehr gegen den Willen des leidenden Piterfen) ihre zugfreie Villa überließ und sich mit einer andern begnügte; als vornehme Millionärin wünschte sie die Beziehungen fortzusetzen. Nur zögernd stellte sie die Herren vor.

Graf Triemh verneigte sich höflich, wartete dann jedoch die Entfernung der Fremden wie etwas Selbstverständliches ab. Leontine gab dem Grafen das Recht, sich bei ihr seine Gesellschaft zu wählen; sie verabschiedete die Freunde schnell und herzlich, rief aber dem Verleger noch eindringlich nach: „Vergessen Sie nicht, mir Herrn Pinius zu schicken!“

Als sie allein waren, ließ der Graf Kopf und Brust etwas sinken, schloß müde die Augen, setzte sich mit drei leichten, aber deutlich abgemessenen Bewegungen in seinem Lehnstuhl zurecht, streckte die Beine kalmäßig von sich und legte die Hände in den Schoß. Leontine ließ den kranken Mann gewähren; sie durfte die Zeichen seiner Schwäche niemals bemerken. Endlich hob er wieder die Augenlider und sagte mit seinem unveränderlich gütigen Lächeln:

„Heißt wirklich jemand Pinius?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Pflaume.

Festgestellt sei zunächst, daß die Nutzung des Pflaumenbannes wie die unserer heimischen Obstbäume überhaupt in das graueste Altertum hinaufgeht. Das Vorkommen von Pflaumenkernen in den Küchenabfällen der Schweizer Pfahlbauten bildet allerdings keinen maßgeblichen Belag dafür, da diese Bauten nur wenig über den Beginn der christlichen Zeitrechnung zurückreichen, und andererseits ist die Angabe, die Kultur des Baumes sei zuerst zur Zeit Alexanders des Großen, also im 4. Jahrhundert v. Chr., aus Syrien nach Griechenland verpflanzt worden, kaum mehr als eine bloße Mutmaßung. Einen unumstößlichen Beweis für das Alter der Pflaumenbaumkultur aber bietet uns der Name der Frucht. Das altgriechische Phrúma, aus dem das mittelhochdeutsche Phrúme oder Pfáume, das neuhochdeutsche Pflaume und das niederdeutsche Pláume hervorgingen, stammt nämlich geradenwegs vom lateinischen Prunus und dieses wieder vom griechischen Prounon oder Prunon der ältesten Bezeichnung für die Frucht in der Sprache der Hellenen. Diese griechische Bezeichnung aber lehnt sich an die Sanskritwurzel prush oder plus, für „brennen“ an, aus der im Sanskrit die Ausdrücke psusha für verbrannt, prushva die Sonne und plusha die Verbrennung gebildet sind. Eine Bestätigung dieser Ableitung bieten die lateinischen Wörter pruna die glühende Kohle (die erloschene heißt carbo) und pruna der Reis, denn der letztere erhielt seinen Namen, „weil er gleich dem Feuer die Früchte und Sprossen versengt“.

Welche Beziehung besteht nun aber zwischen dem Pflaumenbaum und dem Feuer?, mit andern Worten: wie ist der Name des Baumes zu deuten? Ueber diesen Punkt macht Jidor von Sevilla (gest. 636) zum Worte Coccy-mela, einer speciell griechischen Bezeichnung für den Damascener Pflaumenbaum, die interessante Bemerkung: „Der Kufusapfelbaum, den die Lateiner der Farbe wegen Feuerbaum nennen, wird von andern wegen der Menge der Früchte als Fruchtträger bezeichnet.“ Dieser Angabe zufolge ist also der Name von der rotbraunen Farbe des Pflaumenbaumholzes hergenommen, die bekanntlich, im Verein mit der Härte und der Politurfähigkeit, die Holz zu einem geachteten Artikel für Tischler, Drechsler und andre Holzarbeiter macht. Auf den ersten Blick erscheint diese Erklärung völlig treffend und ausreichend, bei näherer Ueberlegung jedoch wird man sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Vergleich der Farbe des Pflaumenbaumholzes mit dem Feuer oder der Rotglut zu geistig und unnatürlich ist, als daß er sich dem einfachen Naturmenschen hätte aufdrängen können. Und fast man daneben ins Auge, daß die Prunusarten, wie namentlich der Schlehdorn, bei ihrer weiten Verbreitung und ihrem massenhaften Vorkommen von jeher ein treffliches Feuerungsmaterial abgegeben haben, sowie daß in dem gälischen Worte poy und dem irischen pres für „Gefräuch“ dieselbe Sanskritwurzel prush (brennen) wie im griechischen Prounon und im deutschen Pflaume steckt, so wird man sicher der Meinung leipflichten, daß die Bezeichnung „Pflaume“ sich nicht auf die Farbe des Holzes, sondern vielmehr auf dessen Verwendbarkeit als Feuerungsmaterial bezieht. Danach war also der Pflaumenbaum in der Urzeit einer der vornehmsten Brennholzlieferanten der großen arischen Völkerfamilie und trägt davon noch heute den Namen.

Ueber die Verwendung der Frucht und die Aufzucht des Baumes unter die gezeigten Obstbäume liegen gleichfalls keine direkten Zeugnisse vor. Aus der Lage des Pinius über die „endlose Menge Pflaumenorten“ läßt sich jedoch mit Sicherheit auf ein hohes Alter der Kultur des Baumes schließen, da unter den damaligen Verhältnissen — Pinius lebte im 1. Jahrhundert n. Chr. — die Zusammenbringung der verschiedenen Arten und die Erzeugung neuer Sorten ungemein lange Zeiträume in Anspruch nahm. In Italien wurden damals bereits an 20 Sorten gezogen, darunter namentlich auch schon die Damascene, die nach der Hauptstadt

ihres Heimatlandes, dem syrischen Damascus, den Namen tragend und mit der heutigen blauen Damascene, der Damas violet der Franzosen mit ovalrunder, mittelgroßer, rötlich angehauchter Frucht, identisch gewesen sein dürfte. Daneben aber gab es auch bereits schwarze, oingfarbene, buntgefleckte, purpurne, wachsgelbe und noch eine ganze Anzahl anderer Sorten, deren Menge und Verschiedenheit, wie Plinius betont, eine richtige Klassifikation unmöglich machte. In der That ist es erst in der Neuzeit gelungen, die zahllosen Spielarten auf drei Urtypen, die ganze Familie also so zu sagen auf drei Hauptlinien zurückzuführen, als deren Repräsentanten die asiatische Zwetsche, die südeuropäische Kriech- und die mitteleuropäische Schlehe gelten. Als Nebenlinien, weil schon aus einer Kreuzung hervorgegangen, sind die Damascenen, die Reineclaude und die Mirabelle zu betrachten. Aus der Kreuzung dieser sechs Linien oder Arten sind all die unzähligen Pflaumensorten hervorgegangen, die sich jetzt in unsern Gärten und Pflanzungen finden.

Für Deutschland und das ganze östliche Europa ist die Zwetsche oder Zwetsche von überwiegender Bedeutung. Sie ist die bevorzugte Pflanze unserer Haus- und Baumgärten, unserer Wochenmärkte und Obstgewölbe und vor allem der Grundstoff des mit Wallnüssen und Hollunderbeeren gewürzten Pflaumenweins. Eine noch größere Rolle spielt sie im Südosten Europas, in den Donaufstaaten und dem ungrischen Grenzgebiet, wo der Baum namentlich südlich der Donau ausgedehnte Wälder bildet, die Frucht aber vier bis sechs Wochen jährlich das hauptsächlichste Volksernährungsmittel abgibt und überdies das Material zur Bereitung des Pflaumenbrandweins, des berühmten Sltowitz, liefert. Der Zwetschenbaum ist aber keineswegs an der Donau zu Hause, sondern er stammt aus Anatolien und vom Kaukasus, wie die neueren Forschungen ergeben haben und der Name bestätigt. Das Wort „Zwetsche“ oder „Zwetsche“, das in Westdeutschland und in den Reichsländern die absonderliche Form „Quetsche“ angenommen hat, ist nämlich seiner Schreibweise zum Trotz keineswegs slavischen Ursprungs, da es mit Ausnahme des Czechischen in keiner slavischen Sprache vorkommt. Es stammt vielmehr, so selten das in unsern Augenblick erscheinen mag, aus dem Griechisch der Byzantiner, die die längliche, dunkelblaue, graubereifte Frucht des Zwetschenbaums als Pronoun Sebastikon oder kurzweg Sebastikon bezeichneten. Dies Sebastikon aber, das wörtlich mit „verehrungswürdig“ zu übersetzen wäre und ein Prädikat des byzantinischen Adels war etwa wie unser „Hochwohlgeboren“, so daß die Frucht dadurch als „Herrenpflaume“ bezeichnet ward, wurde in Munde der Slaven, insbesondere der Böhmen, zu Sswestka verstümmelt und ging in dieser Form ins Deutsche über, wo es von neuem allerlei mundartliche Umgestaltungen erfuhr, bis die Form „Zwetsche“ feststehend vorherrschend wurde. Erwähnt wird die Zwetsche zuerst im 14. Jahrhundert und zwar als Handelsartikel, der aus Ungarn nach Deutschland eingeführt wurde. Um diese Zeit wurde auch der Baum nach Böhmen verpflanzt, und von dort gelangte er zugleich mit dem Namen nach Deutschland, wo er, wie erwähnt, seitdem zum vorzüglichsten Repräsentanten der Familie geworden ist.

Was für Deutschland die Zwetsche, das und noch mehr ist für Frankreich die Damascene, die sich von jener durch die mehr runde Gestalt und die vorherrschend rote oder doch rötliche Farbe unterscheidet; doch kommen auch schwarze Sorten vor, wie z. B. die September-Damascene. Wie bereits erwähnt, stammt die Damascene aus Syrien, war aber schon zur Zeit des Plinius in Italien eingebürgert und kam von daher frühzeitig nach Gallien, wo sie namentlich im Süden Fuß faßte und mit der Zeit zu einem bedeutenden Handelsartikel wurde. Namentlich hatte die Touraine jahrhundertlang nahezu das Monopol für den Handel mit gedörrten Pflaumen, und die „Große Damascene von Tours“ war über den Reich des Kontinents hinaus bekannt und berühmt. Mit der gewaltigen Entwicklung der Verkehrsmittel im 19. Jahrhundert jedoch ist dies Privilegium hinfällig geworden, so daß die meisten „Bachpflaumen von Tours“ jetzt nicht mehr aus der Touraine, sondern aus Saumur an der Loire und Chateaufort an der Rienne kommen, und an die Stelle der „Großen Damascene“ ist die birnförmige, rötliche „Agener Pflaume“ getreten, für die neben Agen die Orte Marmande, Combeins und Clairas die Stapelorte abgeben. In der Provence hat sich gleichzeitig das Städtchen Digne an der Bléonne zum Emporium für den Bachpflaumenhandel aufgeschwungen, bringt jedoch ausschließlich die „weiße Rebhuhnpflaume“ auf den Markt. Die „Brignoler Pflaume“ dagegen hat ihren alten Ruf behauptet und liefert mit den beiden vorgenannten Sorten und neben der gelben Katharinenpflaume und der dunkelblauen, etwas höherigen Montforter das meiste Material zu den sogenannten Pflaumen. Nicht zu übersehen ist übrigens, daß bis in das 18. Jahrhundert hinein alle gedörrten schwarzen und blauen Pflaumen ohne Unterschied „Damascenen“ genannt werden.

Der Damascene am nächsten steht die Kriech-, ein domnenbewehrter Baum mit runder, schwarzblauer Frucht, der sich in ganz Europa findet. Schon der Name aber, sowie die weiteren Bezeichnungen „Haferschlehe“ und „weißliche Schlehe“ lassen erahnen, daß nur der Süden des Kontinents seine Heimat ist, und daß er sich erst ziemlich spät nach dem Norden verbreitet hat. Seine Verwandtschaft mit der Damascene ist so augenfällig, daß manche ihn einfach für verwilderte Form derselben ansehen, wogegen jedoch das Vorkommen von Kriechenschnitten in den Pfahlbauten spricht, während Damascene-

ferne völlig darin fehlen. Die Kriech- ist gleich der Schlehe im rohen Zustand kaum genießbar, und ebendem galt sie überdies für so gesundheitschädlich, daß ihr Einbringen auf den Markt wiederholt verboten wurde.

Eine Edelpflaume in des Wortes bester Bedeutung ist dagegen die Reineclaude, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Frankreich zum Vorschein kam und nach der Königin Claude benannt wurde. Die Reineclaude ist wahrscheinlich aus einer Kreuzung zwischen Zwetsche und Damascene hervorgegangen und gehört neben der Italienschen Zwetsche, der Herrenpflaume (prune de Monsieur), der gelben Katharinenpflaume und der Selben von Tours zu den vornehmsten und vorzüglichsten Tafel Früchten ihrer Art.

Ebenfalls erst im 16. Jahrhundert, und zwar in der zweiten Hälfte desselben, fand sich die Mirabelle oder Kirschpflaume in den europäischen Gärten ein. Diese rundfrüchtige Pflaumenart stammt höchst wahrscheinlich aus dem Orient und wurde anfangs als „Myrobolane“ bezeichnet. Jetzt unterscheidet man zwischen gelbrötlichen oder gelben Mirabellen und dunkelbraunen oder kirschroten Myrobolanen, ohne daß jedoch dieser Unterscheidung eine weitere Bedeutung zukommt. Als Tafel Frucht wird neben der Meyer Mirabelle vor allem die gelbe August-Mirabelle geschätzt, obgleich sie an Größe hinter allen ihren Schwestern zurücksteht.

Ueber die Schlehe sei hier nur bemerkt, daß diese dornige Schöne einen weit größeren Anteil an der Entwicklung der verschiedenen Varietäten hat, als man für gewöhnlich meint. Der Schlehdorn wurde nämlich vielfach als Unterlage beim Pfropfen benützt und hat daher unstreitig auch zu seinem Teile an der Vielfältigkeit der Pflaumensorten beigetragen. Besonders interessant aber macht ihn der Umstand, daß im Namen „Schlehe“ noch die Wurzel der slavischen Bezeichnung für die Pflaume steckt, die im Polnischen Sliwa, im Russischen Sliwnik, im Böhmisches Sliwa, im Serbischen Sliwka und im Ungarischen Szilva heißt. Nicht unerwähnt sei zum Schluß gelassen, daß die Deutschen des 16. und 17. Jahrhunderts das „Schlehen“ nannten, was wir gegenwärtig als „blaue Bohnen“ und die Franzosen als „prunes“ (Pflaumen) bezeichnen. —

Robert Gabs.

Kleines Revueillon.

— Der Berggarten beim Schachensee (1682 Meter Seespiegel), dessen Herstellung der deutsch-österreichische Alpenverein beschloffen hat, schreibt, wie dem „Schw. Merkt.“ berichtet wird, unter Universitätsprofessor Dr. Göbels Oberleitung nach dessen Plänen rasch vorwärts. Seit Wochen arbeitet der Obergärtner des botanischen Gartens, Obrist, dessen Pflanzung das Alpinum des Münchener Gartens seit Jahren untersteht, auf dem Schachen am Anpflanzen der seltenen Alpenpflanzen im neuen Garten, zu dem anderthalb Tagewert Grund angewiesen wurden. Die Lage ist geradezu wie geschaffen zum Berggarten; den eigentlichen Boden liefern sandige und thonreiche kalkarme Maiberschlachten; diesen Boden bedeckt die Wettersteinwand mit ihren Kalktrümmern und Geröllen; auf den Blöden finden sich oft gewaltige Moderdecken, in die der Föhn winzige Glimmerblättchen einwebte. Man kann also hier Pflanzen mit den verschiedensten Nahrungsansprüchen einbürgern; man kann biologische Versuche sowie solche über Bodenfruchtbarkeit und Abänderungsfähigkeit der Arten in viel bestimmterer Weise anstellen, als auf dem Allerveltsmischboden der Gärten im Tiefland. Der ganze weite Schachenboden ist mit lichthem Firschenwald bestanden, in dem Bäume stehen, deren Alter ein Fachmann auf 600 bis 700 Jahre schätzt. Professor Göbel läßt durch Obrist frisch gesammelte seltene Pflanzen in Menge, ferner Doppelseten aus dem Münchener Alpinum, namentlich auch große, bisher in Töpfen aufbewahrte Hochalpenpflanzen aus der ganzen Alpenkette einsetzen. Da Obrist die Standorte der Alpenarten von der Dauphine bis Ungarn kennen gelernt hat, so versteht er auch deren feinere Standortbedürfnisse und kann ihnen gerecht werden. Daß viele und gerade die schönsten und seltensten Alpenblumen von der Ausrottung stark bedroht sind, lernt man verstehen, wenn man weiß, daß Pflanzenhändler von einer einzigen Art gleich tausende von Exemplaren (3—5000 Stück!) durch ihre Sammler ausgraben und heimzuführen lassen, um sie teuer zu verwerthen. —

— Petroleumleitung. Die „Technische Rundschau“ schreibt: Die neue, im vorigen Monat eröffnete Petroleumleitung von Michailowo bei Tiflis nach dem Hafen Batum wird für die Konkurrenz des russischen und amerikanischen Petroleums von großer Bedeutung werden und damit besonders für den Absatz in Deutschland. Sie ist 214 Werst = 230 Kilometer die bei weitem längste der bestehenden Petroleumleitungen und setzt sich aus aufeinander folgenden von 20 Centimeter lichter Weite zusammen. Sie wird durch Ventile in 92 Abteilungen geteilt, die bei einem etwaigen Rohrbruch das Ausfließen größerer Quantitäten Oels verhüten. Das Kerosin, das in den Fabriken Batum am Kaspischen Meer erzeugt wird, geht in Kesselwaggons bis zur Station Michailowo, wo es in eiserne Reservoirs mit einem Fassungsvermögen für 420 000 Pud abgelassen wird; von da haben es zwei Pumpen in die Reservoirs der Station Santredi, die 360 000 Pud fassen und aus denen es mittels zweier gleich konstruierter Pumpen in gleich große Reservoirs der Station Supsa gefördert wird. Von hier drückt man es durch Pumpenbetrieb bis an die Küste des Schwarzen Meeres in den Hafen Batum, wo Reservoirs mit einer Kapazität von

1 1/2 Millionen Rubel stehen. Mittels Zweigleitungen hat man es in der Hand, entweder diese Depots oder direkt die Lantdampfer zu füllen, oder endlich auch das Petroleum in 11 vorhandene Fabriken zu pumpen, welche Blechfassetten erzeugen und füllen, die für den Export nach dem Orient dienen. Ein Dampfer von 6000 Tonnen kann in 24 Stunden geladen werden. Die Anlage kostet fünf Millionen Rubel, wird von der Regierung verwaltet, die Transportkosten von Michailowo nach Batum für ein Rubel Kerofin stellen sich nur auf 1/4 Kopeke. Voraussichtlich wird der Ausbau dieser Leitung bis zum Fabrikationszentrum Batum mit der Zeit erfolgen; bis zur Station Agtagla, östlich von Tiflis, ist er bereits beschloffen. —

Geographisches.

— Ein wandernder See. Sven Hedin hat auf seiner Reise durch das östliche Turkestan, Tibet und die Mongolei unter anderem auch den unter dem Namen „Lob-Nor“ bekannten, am südwestlichen Rande der Wüste Gobi gelegenen großen Schilffee besucht. Dieser rund 800 Meter über dem Meerespiegel liegende und eine beträchtliche Längenausdehnung besitzende See wird durch zwei Flüsse, den Tarim und den Tschersichendarija, gespeist; da er aber keinen Abfluß besitzt, muß er ausschließlich durch Verdunstung sich entleeren. Sein Wasser, welches in Anbetracht dieses Umstandes salzig sein sollte und nach den Angaben früherer Besucher auch wirklich salzigen Geschmacks besaß, erwies sich nichtsdestoweniger gegenwärtig als frisch und trinkbar, woraus Sven Hedin den Schluß zog, daß der See in seiner jetzigen Gestalt noch nicht lange bestehen könne. In der That fand der genannte Forschungsreisende bald weiterhin, daß auch die Lage der Seeufer gegenüber den Aufnahmen früherer Reisender beträchtliche Veränderungen erlitten hatte. Er sah sich deshalb veranlaßt, eine neue Aufnahme und eine genaue Durchforschung des ganzen in Betracht kommenden Gebiets durchzuführen. Es zeigte sich hierbei, daß der den früheren Besuchern bekannte See in der That völlig verschwunden ist. Sein ausgetrocknetes Bett war mit Muscheln und andern Organismen bestreut, die in seinem Wasser gelebt hatten; ferner hatte sich rings um das alte Bett herum ein System von neuen Seen gebildet. Sven Hedin ist nach alledem der Ansicht, daß der Lob-Nor nicht, wie etwa das tote Meer oder der Baltasch-See, ein permanenter See ist, sondern daß er infolge der beständig vor sich gehenden Anfüllung seines Bettes durch Wüstensand fortwährend seinen Ort zu ändern gezwungen ist. — (M. Allg. Z.)

Physikalisches.

6. Ein Apparat für stereoskopische Röntgen-Bilder. Wenn wir einen Gegenstand mit dem rechten Auge betrachten, so wird auf der Netzhaut des Auges von ihm ein etwas anderes Bild entworfen, als wenn wir ihn mit dem linken Auge betrachten. Für gewöhnlich sehen wir mit beiden Augen und die Bilder in unsern Augen verschmelzen für unser Bewußtsein als von einem Gegenstande herrührend. Wenn wir nun dafür sorgen, daß jedes Auge ein besonderes Bild eines Objekts erblickt, die in ihrem Aussehen so verschieden sind, wie die verschiedenen Bilder, die die Augen auch sonst von einem Gegenstande erhalten, oder die sich in bestimmter Weise ergänzen, so verschmelzen die beiden Bilder für unser Bewußtsein ebenfalls als von einem Gegenstande herrührend, der dann körperlich gesehen wird. Hierauf beruhen die sogenannten Stereoskope, Apparate für körperliches Sehen. Von einer Säulenhalle z. B. werden zwei Photographien von etwas verschiedenen Standpunkten aufgenommen, der Apparat ist so eingerichtet, daß jedes Auge eines der Bilder zu sehen bekommt, und sofort sehen wir die Säulenhalle in dem Apparat räumlich vor uns. Oder dem einen Auge wird das Bild eines Schaukelpferdes, dem andern an dazu gehöriger Stelle das eines Knaben geboten, und wir sehen den Knaben auf dem Pferde sitzen.

Etwas ganz Analoges soll für Röntgenbilder ein Instrument leisten, welches die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Paris ausgefertigt hat. Von zwei in einem gewissen horizontalen Abstand befindlichen Röntgenröhren werden auf einem davor befindlichen Fluoreszenz-Schirm zwei verschiedene Schattenbilder eines Gegenstands erzeugt. Vor den Augen rotiert nun die horizontal liegende Längsachse eine Röhre, die in der Entfernung der beiden Augen durchbohrt ist, jedoch in zwei senkrecht nach einander stehenden Richtungen, so daß immer nur für ein Auge der Durchblick frei ist. Auch die beiden Röntgenbilder entstehen abwechselnd, da die beiden Röntgenröhren abwechselnd aufblitzen. Das Instrument ist nun so eingerichtet, daß das für jedes Auge bestimmte Bild gerade dann entsteht, wenn für das Auge der Durchblick frei ist. Die rasch aufeinander folgenden Eindrücke verschmelzen im Auge zu einem dauernden Eindruck, und die beiden verschiedenen Bilder rufen den Eindruck des körperlichen Sehens hervor.

Technisches.

— Die Arbeiten am Simplontunnel sind bis jetzt rüstig vorwärts geschritten. Während des Monats Juli ist man mit dem Doppeltunnel von Norden her um ca. 500 und von Süden her um ca. 400 Meter vorgegangen. Die Differenz in der Arbeitsleistung rührt von der Verschiedenheit des zu durchbohrenden Gesteins her: der Gneis auf der Südseite von Nivelle erschwert die Arbeit mehr als der Kalkstein auf der Nordseite bei Brieg. Die Ge-

famillänge des Simplontunnels wird ca. 19 Kilometer betragen, davon sind bis jetzt etwa 5 1/2 Kilometer fertiggestellt. Die mit dem Bau der Simplonbahn betrauten Ingenieure sind in der letzten Zeit nicht wenig beunruhigt worden durch die beständig zunehmende Temperatur in den Tunneln. Bei der Durchbohrung des Gottard hat die Temperatur der Felsen 30,8 Grad Celsius nicht überschritten und diejenige der Luft im Tunnel ist über jenes Maximum nur wenig hinausgegangen, da niemals 32 Grad erreicht wurden. Beim Simplontunnel aber hat die Temperatur der Felsen auf der Seite von Brieg 27 Grad betragen und ist gestiegen auf 33,5 am jenseitigen Abhang von Nivelle. Eine kürzlich im südlichen Tunnel aufgefundene Quelle war lauwarm und hatte 33 Grad. Was die Wärme der Luft in den unterirdischen Gängen betrifft, so hat sie auf beiden Seiten jetzt schon 30 Grad erreicht. Auf der Südseite, wo ständig eine Ventilationspumpe in Funktion ist, machen sich diese 30 Grad fühlbar bei Explosion der Minen und während der Schutt hinweggeschafft wird. Auf der Seite von Brieg dagegen hat sich die Arbeit bisher fast immer bei einer Temperatur von 30 Grad vollzogen. Die demnächst erfolgende Aufstellung eines sehr kräftig wirkenden Ventilationsapparats, dessen Eintreffen sich wegen seiner Verwendung bei militärischen Studien etwas verzögerte, dürfte aber auch hier den sich unangenehm fühlbar machenden Mißstand beseitigen. In Brieg wie bei Nivelle wird man bald in den Stand gesetzt sein, dem Tunnel II in jeder Sekunde 20—25 Kubikmeter frische Luft zuführen zu können. Bis jetzt hat also die unterirdische Wärme keineswegs ein Hindernis bei der Durchbohrung des Berges gebildet. Wird das aber auch der Fall sein, wenn man mit dem Tunnel bis tief in das Innere des Gebirges vorgegangen sein wird, wo man auf eine Wärme des Felsens von 42 Grad rechnet? Während der vorbereitenden Studien im Jahre 1894 wurde diese Frage bejaht, und unter dieser Voraussetzung hat man den Simplontunnel in Angriff genommen. In ihrem Bericht vom 19. Juli 1894 haben die vom Bundesrat befragten Sachverständigen es als möglich, ja gewiß bezeichnet, daß die Temperatur in den Tunneln 25 Grad nicht übersteigen werde; aber ihre Annahme basierte auf einer Bedingung, die sich bis jetzt keineswegs erfüllt hat. In der sicheren Voraussicht, daß die in die Tunneln eingepumpte Luft sich bedeutend erhitzen würde, wenn sie in Berührung mit den warmen Felsen käme, haben sie für diesen Fall die Herabminderung der Temperatur durch Verieselung mittels kalten Wassers vorgesehen. Man hielt für angemessen, daß die Temperatur dieses Wassers 12 Grad nicht überschreiten würde; aber leider erwärmte sich das Wasser rasch, schon während es in den Tunnel eingeführt wird. In Nivelle hat es 20 Grad am Ende des Tunnels I und 24,6 im Tunnel II. Am entgegengesetzten Ende des Berges hat dieses auch bei der Bohrung verwendete Wasser ebenfalls 24 Grad. Man wird also damit rechnen müssen, daß die Erwärmung des Wassers mit der Zunahme der Lufttemperatur gleichen Schritt hält. Das ist eine neue Schwierigkeit, welche bei Ausführung des Simplontunnels zu überwinden sein wird. —

Humoristisches.

— Bräutigam. Kommerzienrats-Lächterchen: „Gelt, Mama, arme Leute können keine goldene Hochzeit feiern?“ —

— Einleuchtend. Empört über einen vermeintlich unverbienten Tadel von seiten der vorgesetzten Behörde äußert sich ein Subalternbeamter zu seinem Chef hierüber: „Das konnte ich ja doch nicht riechen!“ — worauf dieser lässig erwiderte: „Deswegen bekommen Sie eben eine — Nase!“ —

— Metamorphose:

Im Hexameter nennt er die Braut nur immer sein „Mänschen“,
Im Pentameter ist still wie „ein Mänschen“ der Mann! —
(„Neggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Friedrich Nießesches litterarisches Nachlaß besteht aus 51 Heften mit Arbeiten philosophischen, 64 mit Entwürfen und Niederschriften allgemeinen Inhalts, 16 Druckmanuskripten, 157 Heften verschiedenen Formats und mehreren Duzend Mappen mit einzelnen Blättern. —

— Elise Steinert-Paul ist für die Secessionsbühne engagiert und wird als Yvaine in Maeterlincs „Tod des Tintagiles“ zum erstenmal auftreten. —

— Im Opernhaus wird „Der Barbier von Bagdad“ als erste Novität der Saison in Scene gehen; das Stück war bereits für die vorige Spielzeit in Aussicht genommen. —

— Den Rubinstein-Preis von 5000 Fr. für Komponisten hat Alexander Goedicke aus Moskau, den für Pianisten Emile Vosquet aus Brüssel davongetragen. Vosquet wird in Berlin zum erstenmal auftreten. —

— Ein Marmorstandbild Apollons mit gut erhaltenem Kopf ist in der Nähe von Athen aufgefunden worden. —